

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 104. Bromberg, den 8. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ja", erwiderte Erik kurz.

„Das Gewitter zieht sich zusammen", fuhr Colt fort. „Sie werden bald herauskriegen, wer e r war, und dann wird die Sache ungemütlich werden."

„So?" Erik blieb stehen. „Kanntest du ihn etwa?"

„Unsinn!" versetzte der andere sichtlich gereizt.

Erik war im Begriff, zu fragen, ob Colt denn meinte, daß Direktor Haber etwas von dem Zusammenhang ahnen könne, als plötzlich eine Erinnerung in ihm wach wurde.

„Colt! Du behauptetest, den Besitzer zu kennen. Du sagtest, er wäre ein Künstler, und nanntest einen Namen — aber der Name war nicht Haber . . . Du logst also!"

„Du hast viel Zeit gebraucht, eh' du dahinterkamst!"

„Aber weshalb logst du? Sag' es mir! Weshalb?"

„Wie wenig du mich kennst. Da kenn' ich dich denn doch weit besser. Du steckst voll bürgerlicher Skrupel, und als ich auf den Gedanken verfiel, die Nacht in einer unbewohnten Villa zu verbringen, wußte ich, daß du dich weigern würdest, wenn das Ganze nicht ein gewöhnlicher Studentenstreich wäre. Ich wußte ja nichts weiter von der Villa, als daß sie leer stand. Und ein Künstler —? Na, wir hatten ja ziemlich viel getrunken, und das hatte meine Phantasie wohl beschwingt. Aber in Ansehung aller Folgen muß man wohl sagen, daß es besser gewesen wäre, wenn wir an dem Abend zeitig und nüchtern im Hotel zur Ruhe gegangen wären. Ich kann nicht mehr tun, als das zuzugeben. Eigentlich dachte ich, du müßtest begriffen haben, daß ich ein Mann bin, der niemals irgend etwas bereut."

„Ich habe jedenfalls gelernt, wie gefährlich es ist, dich zum Freund zu haben!" rief Erik aus.

„Und doch ist es vielleicht noch gefährlicher, mich zum Feind zu haben" sagte Colt und trat ins Haus.

III.

Adam Drakenborch tat dem im Saal aufgetischten leichten Souper alle Ehre an, während seine Tochter nichts anrührte. Die Stimmung war keineswegs unbefangen. Im Gegenteil, es lag Spannung in der Luft. Erik merkte, daß selbst Colt seine eisige Ruhe heute nicht zu bewahren vermochte. Es kam ihm sogar vor, als ob man sich auf Hamra auf irgendeine Weise verunreinigt habe. Etwa über die „Séance"?

Drakenborch blickte sich unsicher im Kreise um und sagte: „Wir sind sechs, das ist eine günstige Zahl. Sie kommen doch alle mit nach der Kajüte?"

„Gewiß! Alle miteinander", erwiderte Reynold. „Ist es Zeit?"

„Ja, lassen Sie uns gehen. Es ist dicht vor der Zeit, zu der er nun schon zweimal gesehen wurde. Gibt es einen Tisch in der Kajüte?"

„Freilich, aber er ist sehr schwer."

„Nun, wir werden schon sehen. Es wird wohl gehen. Und Stühle?"

„Zwei sind da, und Tobias wird noch vier hintragen."

„Gut, Feld- oder Gartenstühle genügen ja. Und Lampen! Die große Laterne aus dem Boot werden wir brauchen, Colt."

Bald darauf wanderte ein merkwürdiger Zug durch den triefenden Wald: Erik voran mit einer Azetylenlampe, und am Schluß Colt mit seiner Bootlaterne. Der dicke Drakenborch wurde bald ziemlich atemlos, redete aber trotzdem fortwährend.

„Eine Materialisierung wollen wir nicht versuchen," sagte er unter anderem, „die sind immer das Äußerste und Schwerste. Meine Tochter ist ein Trance-Medium und hat, wie andere Medien, einen Leiter — was wir einen „control" nennen: es ist eine junge Kreolin namens Marie, die im Jahre 1791 auf Haiti getötet wurde."

„Was?" rief Reynold erstaunt aus. „Tritt die etwa sichtbar in Erscheinung?"

„Gott bewahre! Aber wenn Dolores in Trance verfällt, spricht Marie durch sie — und auch andere. Aber heute abend werden wir den Mann vom Meer nicht zu uns sprechen lassen, denn wir kennen ihn ja nicht. Wir werden eine Kette bilden, und falls er da sein sollte, wird der Tisch uns Bescheid geben . . . das ist ganz leicht. Manche Menschen lachen über solche Phänomene, weil sie ihnen lächerlich erscheinen, — wie eine Spielerei. Aber selbst der Telegraph kommt unwissenden Leuten wie Spielzeug und Gaukelei vor. Die psychischen Kräfte haben ja manche Ähnlichkeiten mit den elektrischen. Unsere Kette ist eine Leitung für psychische Ströme. Und was ist der Tisch? Eine Zufälligkeit, ein Etwas, worin Signale ertönen. Wenn wir die Kette bilden, ist Dolores die — wie nenn' ich es nur — die sensibelste unter uns. Sie ist ein Magnet, und wenn unsere Kräfte stark sind, verfällt sie zeitweise ganz von selbst in Trance... Ist das die Kajüte? Ja! Dann sind wir also zur Stelle." Drakenborchs Stimme hatte sich verändert, er sprach scharf und abgerissen und seine großen Katzenaugen flammten.

Erik ließ den Schein seiner Laterne über Strand und Waldsaum spielen, bevor er als erster die Kajüte betrat. Sowohl draußen wie drinnen war es leer und öde. Der Regen strömte hernieder, und der Sturm heulte. Tobias stellte mit unbeweglicher Haushofmeistermiene die Stühle zurecht.

„Soll Tobias hierbleiben?" fragte Märta.

„Nein, nein, schicken Sie ihn sofort nach Hause. Da kann er ja auf uns warten. Ist sonst hier auf der Insel noch jemand draußen?"

„Sicherlich nicht!" erwiderte Erik.

„Gut!" Drakenborch und Colt traten an den Tisch heran: es war ein altmodisches Möbel mit gedrehten, plumpen Beinen und Querleisten. Sie hoben ihn auf. „Zu schwer", sagte Colt.

„Ach nein", murmelte der Kubaner . „Das hat nichts zu sagen. Wir beabsichtigen ja keine Levitation. Es wird schon gehen."

Tobias entfernte sich mit Eriks Laterne, und Drakenborch schloß sorgfältig hinter ihm die Tür. Die Bootslampe wurde auf eins von den staubigen Wandborden gestellt, und ihr schneidendes Licht verlieh dem Ganzen eine frappante Ähnlichkeit mit einer Filmszene, bis Dolores sie mit ihrem Spitzenschleier verhüllte.

Nachdem jeder seinen Mantel und Hut aufgehängt hatte, wo es eben ging nahm man auf einen Wink von Drakenborch am Tisch Platz. Erik saß rechts von Dolores, an seiner andern Seite Drakenborch, Reynold, Colt und Märta.

„Ich werde jetzt kurz erklären: Die Hände bitte ganz leicht auf den Tisch legen, ohne die Muskeln anzustrengen. Wir bilden eine Kette — sehen Sie wohl? — indem jeder die Hand seiner Nachbarn berührt. So, nun ist der Kreis geschlossen, der psychische Strom pulsiert — magnetisch — in einer Kreisbahn . . ." Er senkte die Stimme. „Geduld —

und Schweigen! Körper und Seele in Ruhe, an nichts anderes denken, den Willen ja nicht bemühen . . ."

Sie saßen jetzt mit ausgebreiteten Fingern. Nach einer Weile fühlte Erik den Puls der schönen Kubanerin vibrieren.

„Es ist zu hell!" klagte Dolores. „Der Raum ist so klein, und ich fühle, daß starke Kräfte —"

„Still, Kind! Denke nicht an das Licht. Stell' dir vor, daß es schwächer wird . . . immer schwächer . . ."

Erik hätte sich gern die Augen gerieben. Es kam ihm vor, als ob der Lichtschein wirklich abnähme. Er biß die Zähne übereinander und beschloß, sich allen Suggestionen zu widersetzen. Er wollte klar und bewußt beobachten, was geschehen würde.

Die Regentropfen prasselten rhythmisch aufs Dach nieder. Alle atmeten hörbar und blickten auf den Tisch hinab, um die Stimmung nicht durch gegenseitiges Betrachten zu stören. Minuten vergingen.

Jetzt gab die Tischplatte einen leisen, trockenen Ton von sich, und gleich darauf fühlte Erik ein Beben unter seinen Händen. Der Tisch hob sich ein wenig neben Reynolds Platz und sank dann wieder lautlos nieder.

„Schon?" hauchte Drakenborch. „Vielleicht sind es doch nur erst unsere eigenen Kräfte . . ."

Doch schon hob sich der Tisch von neuem, setzte zu einer kreisenden Bewegung an und blieb wieder stehen. Gleichzeitig klopfte es acht- bis zehnmal von unten gegen die Platte. Dolores rang heftig nach Atem.

„Ist das Marie?" fragte sie leise. Der Tisch hob sich vor ihr empor und fiel dann wieder auf die Beine nieder, indem ein vibrierendes Klopfen ihn wie auf Klaviertasten durchlief. Dann wurde es still.

„Ist jemand hier, der sprechen will?" fragte Colt, und sofort antwortete ein kräftiges Klopfen. Er sah zu Dolores hinüber, senkte den Blick und fuhr fort: „Wollen Sie mit drei Schlägen für „ja" und zwei für „nein" antworten?"

Der Tisch hob und senkte sich dreimal.

„Wollen Sie mit Hilfe des Alphabets sprechen?" Keine Antwort.

„Verstehen Sie mich nicht?"

Zwei Schläge und hier und da leises Ticken.

„Wollen Sie sagen, wer Sie sind?"

Drei Schläge und nochmals drei sehr laute.

Ich sage das Alphabet her. Sie antworten beim ersten Buchstaben Ihres Namens mit drei Klopftönen, und ebenso bei den folgenden. Verstanden?"

Drei Schläge. Colt begann das Alphabet aufzusagen. Bei E ein Schlag. Er fing wieder von vorn an und wurde beim R unterbrochen. Nochmals — Signal bei J. Nochmals — bei K.

Hugo Reynold stieß einen Seufzer aus. „Erik!" flüsterte er. „Weiter! Er ist es!"

Drakenborch warf ihm einen warnenden Blick zu, und Colt begann wieder mit dem Abc und sagte es mehrmals auf, ohne daß eine Antwort erfolgte. Dagegen klopfte es immer heftiger, und der Tisch geriet in starkes Schwanken.

„Du hast recht, die Kräfte nd sehr stark", murmelte Drakenborch.

„Sind Sie ein Mann?"

Zwei Schläge, und dann Stille.

„Nein! Ich wußte es ja!" sagte Dolores. „Jetzt ist es Marie."

Colt fing von neuem an und erhielt bei C und dann bei E, S und T bejahende Antwort. Verblüfft sahen sie einander an. CESST?

„Weiter!" schrie Dolores. „Weiter!" Erik fühlte ihre Hand zittern, aber ihre großen Augen leuchteten triumphierend, als sie den drei folgenden Antworten lauschte „Haben Sie gehört?! C'est moi! Ich bin's: Marie! Sie spricht immer französisch!"

„Ach!" seufzte Reynold „Aber zuerst — zuerst war sie es doch nicht . . ."

„Nein, sicherlich nicht", stimmte Drakenborch ihm zu. „Wir müssen noch einmal die Probe machen. „Ist da Marie?""

Dreimal klopfte es, aber zugleich knackte und klopfte es überall, nicht nur im Tisch, sondern unten im Fußboden und oben im Dach. Der Tisch schwankte hin und her. Erik fühlte einen federnden Widerstand, als er ihn niederzudrücken versuchte. Der Wind pfiff durch die Spalten der alten Wände, die Fetzen der Ledertapete flatterten.

„Das Alphabet!" begehrte Dolores heftig, und als Colt nur den Kopf schüttelte und lauschend dasaß, begann sie die Buchstaben selbst herzusagen und erhielt die Antwort:

„C'est un autre!"

„Ein anderer?" fragte Drakenborch, dem der Schweiß auf der Stirn perlte. „Vorsicht, Kind! Das ist doch wohl nicht . . ."

„Marie wird verdrängt", flüsterte Dolores. Ihre Augen waren unnatürlich weit aufgesperrt, und ihre Stimme klang dumpf, als ob sie nah daran wäre, in Trance zu verfallen. „Rasch, Marie . . . sag' uns . . . Wer ist der andere?"

„Dolores!" rief Colt, indem er einen Blick auf seine Armbanduhr warf. „Der kritische Augenblick ist da . . ."

„Still!" erwiderte sie. „Stören Sie mich nicht . . . Er kommt . . . Er ist ganz nah . . ." Sie packte Erik und Märta an den Handgelenken, begann wieder das Alphabet herzusagen und erhielt ein D. „Näher, näher!" wisperte sie. „Nenn' den Namen . . ."

Der Tisch schlug beim E. Irgend etwas streifte die Tür. Das Schloß rasselte. Drakenborch stöhnte laut. Wieder erhob und senkte sich der Tisch beim L.

Da riß Colt sich los und sprang auf.

„Die Kette brechen!"

Der Tisch fiel um und stürzte krachend gegen die Wand.

Und im selben Augenblick gellte draußen dicht vor der Tür ein wilder, durchdringender, langgezogener Schrei.

Er klang nicht tierisch, und erst recht nicht menschlich, sondern jammernd und bedrohlich. Es war ein Schrei unsagbarer Wut und Enttäuschung, der sich nach der See zu entfernte und erstarb.

IV.

Die nun folgende Stille wirkte lähmend und erstickend. Erik war der erste, der den Bann brach und auf die Tür zustürzte. Woher der Schrei auch rühren mochte, er wollte es wissen. Aber Drakenborch kam ihm an der Tür zuvor. Seine dicken Hände tasteten ungeschickt am Schloß herum und er stieß und trat hilflos gegen die Tür.

Endlich ging sie auf. Ein Windstoß riß sie ihnen aus den Händen, als sie hinausliefen. Das Sundwasser war nur ein siedendes Grau in der Finsternis, aber Drakenborch ergriff Eriks Arm und deutete mit der Hand.

„Nombre de Dios!" keuchte er. „Ich hatte recht . . . Es ist er . . . Es ist der Mann vom Meer!"

Irgendetwas regte sich draußen im Wasser, nicht weit vom Strand: eine undeutliche, von Regenschleiern umhüllte Gestalt mit emporgestreckten Armen. Ob sie auf dem abfallenden Meeresgrund hinabschritt oder versank, konnte Erik in dem kurzen Augenblick ihrer Sichtbarkeit nicht erkennen.

In der nächsten Sekunde war sie verschwunden.

Unterricht in Logik.

I.

Erik ging erregt in der Bibliothek auf und ab. Sein Vater saß in der Morgensonne am Fenster und beobachtete ihn.

„Die Vorgänge von gestern abend waren widerlich!" sagte Erik. „„Was sind das für Menschen? Ihre Hexenkünste gefallen mir nicht."

Sein Vater seufzte. „Wir sahen doch alle dasselbe, — auch du! Drakenborch meinte, diese Séance in der Kajüte sei ein Mißgriff gewesen, — sie hätte zu aufdringliche Kräfte ausgelöst, wie er sich ausdrückte. Aber schließlich — seinem eigenen Sinn muß man doch trauen . . ."

Erik zuckte ungeduldig die Achseln. Er hatte selbst den Eindruck gehabt, als ob sich in zwanzig bis dreißig Meter Entfernung eine Gestalt mit gen Himmel gestreckten Armen im Wasser bewegt hätte. Irgendein Wesen, das größer und klobiger als ein Mensch aussah. „Eine von fieberhaft gespannter Erwartung heraufbeschworene Halluzination", murmelte er.

„Und der Schrei? Und der buchstabierte Name Erik!"

Erik blieb vor seinem Vater stehen. „Bist du überzeugt, daß es Briesmans Geist war?" fragte er.

Reynold zögerte ein Weilchen, bevor er mit müden Augen zu seinem Sohn aufblickte und leise sagte: „Ich muß klar sehen. Drakenborch meint, daß eine zweite Séance besser verlaufen wird."

Das klang so verzagt und gramvoll, daß es Erik ans Herz griff.

(Fortsetzung folgt.)

Frisch hinaus, da wo wir hingehören, ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohltat der Natur und durch den Himmel wehend alle Segen der Gestirne einhüllend uns umwittern! Goethe.

Siebenbürgenfahrt.

Von Friedrich Just.

(Schluß.)

Am ausgedehntesten sind die Kirchenburgen im Burzenlande, die aus dem 13. Jahrhundert beginnen, meist aber aus dem letzten Viertel des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammen. Das sind richtige Festungsanlagen, Kirchenkastelle. Zwei bis drei hohe Ringmauern mit Türmen und Basteien, Fallgittern und gewölbten Gängen ragen um einen Platz auf, in dessen Mitte frei die Kirche mit wehrhaftem massigem Turme aufsteigt. An der Innenseite der Innenmauer sind einzelne Kammern eingebaut, oft in zwei oder drei Stockwerken übereinander, für jeden Bauern des Dorfes eine. Diese Kammern dienen als Wohnraum oder Aufbewahrungsstätte für Brotkorn und Wertsachen. Ein Turm nahm die Speckseiten auf. Der Sachse ist ein „Speckbauer". Noch heute werden die Kammern als Getreidekästen benutzt, und noch jeden Sonntag wird bei aller Herrgottsfrühe der Speckturm aufgetan, und jeder Hof holt sich den Vorrat für die Woche. Besonders schön sind die Kirchenkastelle in Honigberg (Harman), das im Grün blühender Kastanien wie eine verzauberte Kirche aussieht, zumal man über eine Brücke durch einen dunklen, gewölbten Gang und durch ein Fallgitter gehen muß, und Tartlau (Presmer), die umfangreichste Anlage. Wie eine Henne, die ihre Küchlein beim Drohen des Habichts unter ihre Flügel nimmt.

Einfacher sind die Burgkirchen in dem anderen sächsischen Gebiet. In der Gegend von Schäßburg und Mediasch ist die Kirche selber befestigt. Man muß hier von Verteidigungs- oder Wehrkirchen reden. Die Kirche hat unten keine größeren Fenster, sondern nur schmale Lichtöffnungen, und auch die erst in bedeutender Höhe. Oben aber, unterhalb des Daches, läuft ringsherum oder auch nur um den Chor ein Befestigungsgang mit mannshoher Mauer voller Schießscharten und Pechnasen.

Die Zeit der Burgen ist vorbei.

Aber die Kirchenburgen ragen noch immer im Sachsendorfe empor, und die Kirche ist Schutz und Trutz.

Als der „Königsboden" zum zweitenmale zertrümmert wurde — die erste Zertrümmerung erfolgte unter Joseph II. — und die „Nationsuniversität", die Selbstverwaltungsbehörde der Gesamtheit (Universitas) der „sächsischen Nation", 1852 zu bestehen aufhörte, da wurde die lutherische Kirche zur Retterin und einzigen Hüterin des sächsischen Volkstums. Der evangelische Bischof Georg Daniel Teutsch (geb. 1817) hauchte den alten Organisationen der Nachbar-, Bruder- und Schwesternschaft neues Leben ein und verstand es, in der Kirchenverfassung von 1861 alle lebendigen Volkskräfte zusammenzufassen. Als dann die Madjarisierung einsetzte, stand das Sachsenvolk schon längst hinter der schützenden Kirchenmauer zur Abwehr bereit. „Man muß die Sachsen korrumpieren (d. h. sittlich und völkisch würdelos machen), um sie dann zu assimilieren (d. h. im fremden Volkstum aufzusaugen)." Das war die Taktik der Madjarisierung. Dem war aber Teutsch zuvorgekommen mit der positiven Stärkung der Kräfte des Glaubens und der Sittlichkeit.

Die Kirche ward Quelle und Deich in einem.

Im Mediascher Gymnasium ist als Wandbild der Kirchgang des Landvolkes in der schönen Festtracht dargestellt. Das ist ein Symbol für das Leben des ganzen Volkes. Da ist kein klaffender Unterschied zwischen Gebildet und Ungebildet, es sind alles gleiche Volksgenossen, „Nachbarn", die dieselbe Sprache, das Sächsische, sprechen und alle auf dem Kirchgange sind.

Der Bischof repräsentiert in seiner Person das gesamte Sachsenvolk. Von dem alten Bischof Teutsch (gest. 1893), dessen Standbild vor der Kirche zu Hermannstadt steht, heißt es: „Wo er erschien, zwang er die Menschen, die kleinen Nöte zu vergessen und aufwärts aufs Ganze zu blicken." Wenn der Bischof seine jährliche Kirchenvisitation abhält, geleitet ihn von Dorfflur zu Dorfflur das „Banderium", die berittene Jungburschenschaft. In der Kirche wird nicht nur Gottesdienst gehalten, sondern die Gemeinde wird auch gefragt, ob die alte Sitte noch hochgehalten, ob ein Bauernhof an Fremde verkauft, ob eine Mischehe vorgekommen ist u. a. m., und die konfirmierten Burschen und Mädchen müssen aus dem Gesangbuche vorlesen, ob sie die deutsche Sprache auch nicht vernachlässigen, sind doch alle Jugendlichen auch auf dem Lande zum Besuch der Fortbildungsschule verbunden.

Der Pfarrer ist das Haupt und der Mittelpunkt der Einzelgemeinde. „Unser Wohlehrwürdige Herr Vater", so wird er angeredet, und „Tugendsame Frau Mutter" die Pfarrfrau. Der Pfarrer ist aber nicht nur der Prediger und Seelsorger, sondern auch der wirtschaftliche und politische Führer, der Vorsitzende der Raiffeisenkassen und Genossenschaften. Auch steht er in enger Verbindung mit der Schule. Meist hat er mehrere Jahre an einer höheren Schule unterrichtet, ehe er ins Pfarramt ging. Alle Lehrer müssen auch Theologie studieren, und viele haben die Pflicht, einmal oder mehrmals im Jahre zu predigen.

Das ganze Sachsenvolk ist organisch an die Kirche gegliedert. Die gesamte Jugend ohne Ausnahme gehört von der Konfirmation bis zur Verheiratung der Bruder- und Schwesternschaft an, die einen „Altknecht" oder eine „Altmagd" erwählt, nach alter Ordnung sich regiert und Verstöße beim Kirchgang und gesellschaftlichem Betragen straft, auch die Tänze beim „Herrn Vater" beantragt und unter Aufsicht des „Knechtvaters", eines Kirchenvorstehers, in aller Sittsamkeit veranstaltet.*) Die Verheirateten gehören straßen- und hausnummerweise zur „Nachbarschaft", die sich einen „Nachbarvater" erwählt, zu gemeinsamer wirtschaftlicher Hilfe und Feier von Freuden- und Trauertagen verpflichtet ist und durch gemeinsamen Abendmahlsgang mit vorhergehendem „Versöhnungsabend" die Einigkeit bezeugt.

Diese feste Ordnung und Gliederung des gesamten Volkes um einen Mittelpunkt in kirchlicher, politischer, wirtschaftlicher, sozialer, genossenschaftlicher Hinsicht hat das Sachsentum in dem Völkergemisch rein erhalten. Man lebt unter Rumänen, Ungarn und Zigeunern und doch nicht mit ihnen zusammen. Verkehr und Vergnügen, Spiel und Tanz, Feier und Arbeit, Geld und Erziehung wird allein unter Gliedern sächsischen Blutes betätigt. Die Tracht und die Bruder- bzw. Schwesterschaft sind schon an sich ein Schutz gegen Mischehen. Wer sich von diesem Ringe ausschließen wollte, wäre kein Sachse mehr und würde unnachsichtlich als — Wallache geachtet.

Michael Albert, der siebenbürgische Dichter, hat in seinem Drama „Die Flandrer am Alt" das Wort geprägt: „Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut!"

12.

Rückfahrt.

Großwardein hat etwas von den schmutzigen Judenstädten des Ostens an sich, das ladet nicht zum Bleiben ein. Von Siebenbürgen müßte noch das Nösnerland um Bistritz, in dem neben den Sachsen die Szekler wohnen, die sich selber für Nachkommen der Hunnen halten, aber madjarisierte und mit Madjaren durchsetzte Gepiden sind, besucht werden. Aber die Zeit drängt. So geht's wieder zurück durch die weite ungarische Tiefebene.

In Budapest steige ich aus. Die Lage der ungarischen Hauptstadt kann in den Wettbewerb schöner Städte der Welt treten. Ob man bei Tage über die Kettenbrücken der Donau von dem ursprünglich deutschen Stadtteile Pest nach der Uferhöhe von Buda (deutsch Ofen) mit den Kuppeln und Zinnen der ausgedehnten Königlichen Burg, dem Blocksberge mit dem Denkmal des Bischofs Gerhard (madj. Gellert) und der Zitadelle oder des Abends von der Höhe der Fischerbastei neben der Krönungskirche auf den Schein der vielen Lichter schaut, der von den Brücken und dem Uferbande auf die breite Donau fällt, der Lichter, die das große Parlamentsgebäude und die ganze Stadt in ein entrücktes Hell und Dunkel tauchen, über die Margareteninsel mit ihren Schwefelquellen und Kuranlagen fährt oder durch die lange Andrassystraße das Stadtwäldchen aufsucht: überall ist man von dem Reize Budapests überrascht.

In der Nähe des riesigen Parlamentsgebäudes stehen nach den vier Himmelsrichtungen die Denkmäler der verlorenen Provinzen.

Es ist erschütternd, wie an Ungarn alle Fehler heimgesucht worden sind. Gegen die Minderheiten ging man mit fanatischer Madjarisierung vor. Und nun ist Ungarn ein kleiner Staat geworden, nicht viel größer als die Schweiz oder Lettland, und Madjaren sind zu Minderheiten geworden in der Tschechoslowakei, Rumänien, Deutsch-Österreich und Jugoslawien. Beim Zusammenbruch des österreichischen Kaiserreiches 1918 jauchzte Karolyi: „Das Land jubelt und wir sind frei." Aber am 21. März 1919 stürzte Bela Kun dessen bürgerliche Republik und richtete die Schreckensherrschaft der 133 Tage auf, und Rumäniens Regimenter, verstärkt durch die sächsische Schar, mußten die Rettung bringen.

Durch den Frieden von Trianon ist Ungarn geschält worden wie eine Zitrone.

Überall kann man die Karte des alten und neuen Ungarn sehen. Auf den abgerissenen Landesteilen liegt eine Dornenkrone. Dazu sind die Worte gesetzt: Maradhat ez iggi? (Kann es so bleiben?). Nem, nem, soha! (Nein, nein,

---

*) In der Stadt sind die Schüler der höheren Schulen zum „Cötus" zusammengefaßt und die Gesellen zu eigenen Zunftschaften.

niemals!). In den Kirchen sämtlicher Konfessionen wird das Hiszekegy ständig gesungen, das Glaubensbekenntnis:

Ich glaube an einen Gott,
Ich glaube an ein Vaterland,
Ich glaube an Gottes ewige Gerechtigkeit,
an Ungarns Auferstehung und Unvergänglichkeit. Amen.

Über Wien fahre ich nach Prag (tschechisch Praha). Ein ähnliches Bild wie in Budapest, aber doch so anders. Auch hier ragt über die Moldau mit ihren Brücken auf der Höhe die Burg, der Hradschin, mit der langen Häuser- und Fensterfront und dem Dome darüber im Sonnenglanz. Und wenn man über die mittelalterliche Karlsbrücke mit den vielen Heiligenstatuen, von der einst König Wenzel den Beichtvater seiner Gemahlin, Nepomuk, in die Fluten stürzen ließ, angeblich weil er das Beichtgeheimnis nicht verraten wollte, gegangen und den Schloßberg hinaufgestiegen ist, hat man von oben einen herrlichen Blick auf die „hunderttürmige" Stadt. Aber in Prag fühlt man sich mehr zu Hause. Alles mutet einen so urdeutsch an: die Gassen und Winkel, das gotische Rathaus mit der astronomischen Uhr, der Dom zu St. Veit, der jetzt einer gründlichen Wiederherstellung unterzogen wird und voller Gerüste steht, der Altstädter Turm u. a. m. Und um die alten Mauern und Türme streicht die deutsche Geschichte.

Dann gehe ich ins Ghetto, ins Judenviertel des „Golem". Die Altneuschul, die einzige gotische Synagoge der Welt ... das jüdische Rathaus und die Uhr mit hebräischen Ziffern, deren Zeiger nach links gehen ... der Judenfriedhof mit den Tausenden von Totensteinen vom Jahre 941 an und den Grabmälern des Rabbi Löw und anderer Wunderrabbiner, auf denen kleine Steinchen liegen und beschriebene Papierzettel der jüdischen Besucher als Zeichen des Gedenkens und der Bitte um Fürsprache und Erhörung der aufgeschriebenen Wünsche ... ein altes Volk, die Juden!

Wieder bin ich bei der Frage nach dem Bestehen und Vergehen eines Volkes. Nicht Organisation und Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft macht's im Grunde aus, sondern der Glaube an eine göttliche Sendung und der lebendige Zusammenhang mit der Geschichte der Väter, die Mut zum Wagen, Kraft zum Tragen, Opfersinn und Gemeinschaftsbewußtsein, Ausharren und Bekennen, die Gewißheit der Leitung der Geschicke durch eine höhere Hand und eine unauslöschbare Hoffnung wirken.

Lache Bajazzo!

Heiteres aus dem Reiche der Musen von **K. v. Bondy.**

Rossini der Abschreiber.

Ein junger Titan beglückte den Komponisten des „Barbiers von Sevilla" mit einem längeren Besuch und spielte dem gutmütigen Meister seine eigenen Kompositionen vor. Rossini ließ das Konzert wortlos über sich ergehen, und als der jugendliche Musikus endlich aufhörte, fällte er das Urteil: Diese Musik ist wundervoll. Geradezu genial. Mir gefällt sie über alle Maßen. Mir gefällt sie sogar so gut, daß ich sie schon selbst in meiner Oper „Italiana in Algeri" verwendet habe!"

Entrüstet sprang der also Kritisierte auf und beschwor, das Werk Rossinis niemals gehört zu haben.

„Ich will's Ihnen gern glauben, mein Verehrter", beschwichtigte Rossini den beleidigten Besucher und fügte nachdenklich hinzu: „Da haben wir's eben gemeinsam von einem — Dritten abgeschrieben!"

Griegs Belehrung.

Der große norwegische Komponist Eduard Grieg war schon mit vierundzwanzig Jahren Vorsitzender eines Musikvereins, konnte sich aber gerade als schöpferischer Musiker noch nicht durchsetzen. Seine Musik wies eine für damalige Verhältnisse geradezu „revolutionäre" eigene Note auf, und die Musikverleger scheinen schon zu jener Zeit nur ungern Experimente mit unbekannten Größen gewagt zu haben. Aus einem kürzlich in Griegs Vaterstadt Bergen aufgefundenen Brief vom Jahre 1878 an den damals noch gänzlich unbekannten nordischen Meister der Töne geht dies deutlich hervor: „Senden Sie uns nicht wieder ein derart unmögliches musikalisches Kauderwelsch; wir haben in der Tat keine Zeit für solche Belanglosigkeiten übrig!"

Inzwischen ist der Name Grieg zu einem bedeutsamen Begriff geworden. Das Leipziger Verlagshaus, das vor einem halben Jahrhundert diesen geradezu „klassischen" Brief vom Stapel ließ, besteht heute noch.

Der Herr Zuhörer.

Ein englischer Dramatiker — die Londoner Presse verschwieg seinen Namen aus Höflichkeit — veranstaltete Vorlesungen in mehreren Provinzstädten. Das Interesse des Publikums war, milde gesagt, etwas mäßig, und eines Abends erlebte der Literat zu seinem Entsetzen, daß sich zu seinem Vortrag nur ein einziger Zuhörer eingefunden hatte. Um sich aus der peinlichen Affäre mit Humor zu retten, hielt der Schriftsteller folgende Ansprache an sein „Publikum": „Da wir ganz unter uns sind, mein Herr, möchte ich Ihre kostbare Zeit nicht in Anspruch nehmen und schlage vor, daß wir einen Whisky zusammen trinken." — „Dankend angenommen", erwiderte der Zuhörer, „doch was meine Zeit anbelangt, da brauchen sich Euer Gnaden keine Sorgen zu machen. Ich bin nämlich der Droschkenkutscher, der Sie nachher zur Bahn fahren soll. Man hat mich bestellt, und ich bekomme natürlich auch die Wartezeit bezahlt!"

Valencia!

Wer hat sie nicht gekannt, die rassige Dame „Valencia"? Sie stak vor einigen Jahren in allen Ohren. So wie man heute die Hand der bis zum Überdruß gespielten, gesungenen, gepfiffenen Madame küßt, so wurde dereinst Valencia besungen. Das Lied verfolgte einen wochen- und monatelang, es verursachte uns allen schlaflose Nächte, und so mancher Musikkenner verwünschte den Komponisten des seichten Tanzschlagers, Herrn José Padilla.

Nun hat sein Schicksal ihn ereilt. Der junge Schlagerkomponist, beileibe kein waschechter Spanier, sondern ein zugewanderter Pariser, veranstaltete ein Konzert in — Spanien. Da führte ihn sein Weg auch nach Valencia, ihn, den ruhm- und dollarreichen Komponisten von „Valencia". Und er wurde mitsamt seinem klassischen Kuplet in aller Form — ausgepfiffen. Denn das Publikum von Valencia merkte sofort, daß es sich um keine echte spanische Musik handelte.

Valencia wurde also in Valencia ausgepfiffen. Das ist doch wohl eine Ironie des Schicksals!



Bunte Chronik



* **Mittag und Nacht auf dem Mond.** Wenn es auf dem Mond Lebewesen gäbe, müßten sie im Laufe eines einzigen Tages Temperaturunterschiede überstehen können, die so gewaltig sind, daß um die Mittagsstunde an der freien Luft Schwefel schmelzen würde, während in der Nacht Alkohol gefriert. Nach den jüngsten Mitteilungen der amerikanischen Forscher Dr. Seth B. Nicholson und Dr. Edison Pettit, denen es gelang, mit Hilfe eines besonderen Apparates, durch den Wärme und Licht der Mondstrahlen voneinander abgesondert wurden, die auf dem Mond herrschenden Temperaturen zu messen, mußten die Mondbewohner um die Mittagsstunde, d. h. zu der Zeit, wenn die Sonne eine Stelle auf der Mondoberfläche unmittelbar bestrahlt, hier eine Hitze von 129 Grad Celsius aushalten. In einem Umkreis von tausend Meilen, von dieser Stelle aus gemessen, war es noch so heiß, daß Wasser sogleich ins Sieden käme. Wie kalt es dagegen auf dem Monde ist, wenn die Sonne ihn nicht bestrahlt, zeigten die Untersuchungen, die während einer Mondfinsternis ausgeführt wurden. Vor Beginn der Finsternis betrug die Temperatur etwa 65 Grad Wärme. Als jedoch die Finsternis ihr Ende erreicht hatte, war mittlerweile die Temperatur auf 91 Kältegrade gesunken. Diese Temperatur kann man sich somit als die gewöhnliche Nachttemperatur des Mondes vorstellen, wie denn auch dieselbe Kälte auf dessen unbeleuchteter Seite herrschen dürfte.

Lustige Rundschau



* **Je länger, desto teurer.** „Florence sieht von Jahr zu Jahr jünger aus." — „Stimmt, aber es kostet sie auch von Jahr zu Jahr mehr, dieses Aussehen aufrecht zu erhalten."

*

* **Hoffnungslos.** „Jessie, ich habe dir immer und immer wieder gesagt, du sollst, wenn ältere Personen sprechen, deinerseits mit Sprechen warten, bis sie fertig sind." — „Ich habe mein Bestes versucht, Mama. Doch sie haben ja niemals mit Sprechen aufgehört."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.